

sionsland Deutschland zu geben. Was dieses Wort in seiner ganzen Schärfe bedeutet, hat zuletzt der Katholikentag 1994 in Dresden bewußt gemacht, wo die Christen insgesamt nur noch ein Viertel der Bevölkerung ausmachen und Kirchenferne, ja absolute Religionslosigkeit unverhüllter zutage liegen als anderswo in Deutschland.

Wenn der Katholikentag gesellschaftlich und politisch nicht harmlos werden soll, dann wird er auch in Zukunft Konturen haben müssen, die ihn von einem Markt der Möglichkeiten unterscheiden, auf dem ein Auswahl- oder Niedrigpreis-Christentum angeboten wird. Er muß im Dienst der Neuevangelisierung stehen und im Vertrauen auf Gott in der Nachfolge Christi auf die Welt zugehen. Ihre Sorgen soll er mittragen, dabei aber nicht nur wiederholen, was sie ohnehin schon weiß, und ihre Ratlosigkeiten nur verdoppeln. Er darf nicht allein Grundsätze beschwören, sondern muß sie in Imperative verwandeln, die für das Handeln im Alltag taugen und deutlich machen, wofür sich Katholiken in dieser Gesellschaft einsetzen wollen. Das Leitwort des 93. Deutschen Katholikentages, der im Juni in Mainz stattfindet, von wo vor 150 Jahren die Katholikentage ihren Ausgang nahmen, ist ein solcher Imperativ: Gebt Zeugnis von eurer Hoffnung! Es ist ein Wort, das in die Zukunft weist.

Aufgaben für solidarisches Mittun in der Gesellschaft gibt es genug, ebenso solche für ein unterscheidendes und anmah-

nendes Zeugnis, und es gibt immer wieder auch Anlaß dazu, sich aus einer zu starken Umklammerung durch die Gesellschaft zu lösen, um der Kirche die Freiheit ihres Zeugnisses zu erhalten. Auch heute noch gilt der Satz von 1849: „Die Freiheit der Kirche ist die Mutter einer besseren Zukunft für Deutschland.“ Die Übereinstimmung in zentralen Wertfragen ist in unserer Gesellschaft nicht so groß, wie es für ihre Einheit und Lebenskraft wünschenswert wäre. Gesetze, Gerichtsurteile und Entwicklungen in der Gesellschaft deuten darauf hin.

Auch heute ist die Kirche Angriffsziel „antiklerikaler“ Kräfte, die sie in die Privatsphäre abdrängen und das Staat-Kirche-Verhältnis zu ihrem Nachteil ändern wollen. Die Auseinandersetzungen, die aus alledem entstehen, sind nicht allein mit dem Pochen auf Verfassungsartikel, Rechtsgarantien und hergebrachte Traditionen zu bestehen, und schon gar nicht mit einer Konzentration der Kräfte der Laienarbeit auf Innerkirchliches. In der pluralistischen Gesellschaft zählt letztlich nur, mit welcher Argumentationskraft und Entschlossenheit eine gesellschaftliche Gruppe ihre Vorstellungen im großen Gesellschaftlichen Dialog vertritt. Sollten die Laienchristen, denen das II. Vatikanische Konzil einen besonderen „Weltcharakter“ zugesprochen hat, das verlernt haben, so müssen sie es um des christlichen Zeugnisses in der Welt willen wieder neu entdecken. Der Katholikentag und seine Geschichte können ihnen dabei helfen. *Felix Raabe*

„Kritik nur von innen heraus“

Ein Gespräch mit der Soziologin Hervieu-Léger über Kirche und Moderne

Was immer im einzelnen Gegenstand kirchlicher Zukunftsperspektiven und Reformdebatten ist – das Selbstverständnis der katholischen Kirche steht in erheblicher Spannung zu dem heutiger Menschen. Mit ihrer Entscheidung für Glaube und kirchliche Gemeinschaft wollen bzw. können diese sich von ihrem Lebensumfeld nicht pauschal distanzieren. Über Perspektiven kirchlicher Entwicklung sprachen wir mit der französischen Religionssoziologin Danièle Hervieu-Léger von der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales in Paris. Die Fragen stellte Klaus Nientiedt.

HK: Frau Professor Hervieu-Léger, das gegenwärtige Verhältnis der katholischen Kirche zur modernen Kultur wird auffällig unterschiedlich beurteilt: Für die einen ist die Kirche der Inbegriff einer Institution, die antimodern, um nicht zu sagen: fundamentalistisch denkt und handelt; für andere, unter ihnen gerade auch manche Katholiken, ist sie der modernen Kultur schon allzu weit auf den Leim gegangen. Welche Seite schätzt die Lage am angemessensten ein?

Hervieu-Léger: Das Problem besteht heute gerade darin, daß es in dieser Frage innerhalb der katholischen Kirche

sehr unterschiedliche Positionen gibt. Die katholische Kirche hat ein äußerst differenziertes und keineswegs homogenes Verhältnis zur Moderne. Historisch war sie der Moderne gegenüber radikal feindlich eingestellt, und zwar in dem Maße, wie diese ihre Macht in Frage stellte und den Verlust ihres Einflusses auf die Gesellschaft bedeutete. Die Kirche hat sich inzwischen mit der Moderne abgefunden, auch wenn dies keineswegs heißt, daß sie sie völlig akzeptiert hat. Selbst das Konzil öffnete sich zwar positiv für die Werte der Moderne, markierte aber zugleich auch die fortbestehende Distanz der Kirche ihr gegenüber.

HK: Fällt das Verhältnis der Kirche zur Moderne nicht aber recht unterschiedlich aus, je nach dem, um welchen Bereich des öffentlichen, privaten oder kirchlichen Lebens es konkret geht?

Hervieu-Léger: Mit den meisten Problemen hat die Kirche auf einem Gebiet zu kämpfen, das ich „psychologische Modernität“ nenne. Diese Bezeichnung stammt von dem Philosophen Baudrillard. Damit charakterisiert er eine Haltung, die sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts um die Kultur des Individuums herum herausgebildet hat. Nicht im Sinne des Individuums der Menschen- und Bürgerrechte, des autonomen Subjekts und des Mitglieds der Bürgergesellschaft, sondern als Individuum, das eigene Vorstellungen und Gefühle, persönliche Bedürfnisse besitzt, etwa das Recht auf Selbstverwirklichung, und das dieses Recht auf Selbstverwirklichung – wenn nötig – einklagt, mit anderen Worten: eine Modernität, die die Frage nach der Autonomie des Subjektes verlagert hat zur Frage nach dem Recht des Individuums auf Selbstverwirklichung – was im Grunde eine relativ neue Problematik darstellt.

„Die Kirche ist auf das Gebiet der individuellen Verhaltensweisen geflüchtet“

HK: Was genau macht für die Kirche das Problem im Umgang mit Individuen dieses Typs aus? Und welche Konsequenzen hat das für sie als Vergemeinschaftung?

Hervieu-Léger: Die Kirche hat sich nach und nach daran gewöhnt, es mit autonomen Subjekten zu tun zu haben. Aber sie tut sich außerordentlich schwer zuzugestehen, daß Autonomie des Subjektes auch bedeutet, daß dieses Individuum das Recht hat, für sich selbst die Normen und Werte zu bestimmen, die sein eigenes Leben regeln.

HK: Worum geht es dabei, um die viel beschworene Wahrheitsfrage oder schlicht um gesellschaftlichen Einfluß?

Hervieu-Léger: Die Kirche tat sich auch deshalb schwer damit, die demokratische Moderne anzuerkennen, weil man damit die Befürchtung verband, jede Fähigkeit einzubüßen, Einfluß auf die Normen auf politischem Gebiet zu nehmen. Dieser Verlust an Einfluß auf politischem Gebiet führte dazu, daß sich die Kirche auf das Gebiet des privaten Lebens, der individuellen Einstellungen flüchtete. Die „psychologische Modernität“ hat ihr nun auch diesen Typ von Einfluß genommen. Das ist auch der Grund, warum sich alle Fragen, die das Verhältnis von Kirche und Moderne betreffen, auf übertriebene Weise konzentrieren auf die Frage nach der Intervention der Kirche in Fragen der Sexualität usw. Dieses Universum der individuellen Verhaltensweisen, der persönlichen Moral, ist das letzte Gebiet, auf dem die Kirche so tun kann, als organisiere sie die Moderne. Auf politischem Gebiet hat sie diese Möglichkeit verloren. Sie hat diesen Verlust akzeptiert, indem sie die Werte der Demo-

kratie bejaht hat. Auf psychologischem Gebiet ist dies sehr viel schwieriger.

HK: Wie erklärt es sich, daß die Frage nach dem Verhältnis der katholischen Kirche zur Moderne im derzeitigen Pontifikat, gerade auch seit der Mitte der 80er Jahre, eine solche Bedeutung bekam?

Hervieu-Léger: An sich ist diese Frage sehr viel älter. Sie stellte sich bereits im Gefolge der Französischen Revolution. Was nach dem Konzil und vor allem nach 1968 auf neue Weise zutage trat, war die Frage des Verhältnisses von Kirche und Kultur des modernen Individuums. Die katholische Kirche, die – im Rahmen einer Offenbarung, auf die der Mensch keinen Zugriff besitzt – einen heteronomen Sinn verkündet und sich als der einzige Vermittler dieser Offenbarung versteht, kann die Vorstellung nicht akzeptieren, die Gesellschaft begründe sich ausschließlich auf der Basis der Autonomie des Subjekts. Das ist ein Problem, das sich bereits im 17. Jahrhundert stellte. Die Frage lautete gerade in einem Land wie Frankreich immer wieder: Wie kann die Kirche als Institution exklusiver Wahrheitsvermittlung die Vorstellung der Autonomie des Subjekts akzeptieren, die die Basis der Moderne darstellt? Wie kann es eine Autonomie des Subjekts geben, die postuliert, daß das vernunftbegabte Subjekt zusammen mit anderen Individuen Wahrheit hervorbringen kann? Diese Frage ist fundamental für den großen Konflikt des 19. Jahrhunderts, der in eine unbeugsame Verkrampfung einmündete, den Syllabus, der Verteufelung der Irrtümer der modernen Welt.

HK: Einerseits hat die Kirche im Zweiten Vatikanum in dieser Hinsicht umgedacht, andererseits scheint wichtige Arbeit in diesem Bereich noch vor ihr zu liegen. Warum ist sie nicht schon weiter?

Hervieu-Léger: Zunächst sah sich die Kirche mit dem totalen Sieg der Moderne konfrontiert. Sie entdeckte, daß die Moderne keine Wahl ist, sondern Bedingung für ihre eigene Existenz als religiöser Institution. Von da an trat sie in eine Logik des Kompromisses ein; das Zweite Vatikanische Konzil ist dafür einer der Höhepunkte. Dennoch gelingt es ihr nicht, in die moderne Kultur des Individuums einzutreten. Der Hauptfeind der Kirche heute ist die Permissivität à l'américaine. Wenn der Papst sich in den Vereinigten Staaten aufhält, sagt er nein zur Permissivität, nein zur Kultur des Individuums, einem Produkt der Moderne, die in dieser Schärfe erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zutage getreten ist.

HK: Nun steht die Moderne alles andere als strahlend da. Sie ist von Selbstzweifeln geplagt, befindet sich in einer kritischen Phase ihrer Entwicklung. Dennoch kann man den Eindruck haben, daß die Kirche bei ihrer Kritik an den Schattenseiten moderner Kultur eher anderen Kritikern hinterhinkt anstatt voranzugehen. Warum ist das so?

Hervieu-Léger: Da bin ich anderer Meinung. Mit Hilfe einiger Theologen ist die Kirche durchaus darangegangen, die

Zwiespältigkeit der modernen Kultur anzuerkennen. Nach den 70er Jahren konnte die Kirche – der Papst ist in dieser Hinsicht sehr repräsentativ für die Kirche – das Gefühl des Sieges über eine Moderne für sich geltend machen, die sich in einer Krise befindet. Die Moderne ist von jeder Art von Triumphalismus, von den „golden sixties“ weit entfernt. Sie kennt dramatische Konsequenzen auf sozialem Gebiet, Ungleichheiten, Ungerechtigkeiten. Dies hat den katholischen Antimodernismus gerade auf wirtschaftlichem Gebiet gefördert.

„Die Voraussetzungen institutioneller Absicherung des Glaubens werden in Frage gestellt“

HK: Dennoch bleibt aber doch eine gewisse Unentschiedenheit, die nicht klar zu erkennen gibt, ob man sich auf grundsätzliche Weise ablehnend verhält oder nur von Fall zu Fall, ohne deswegen aber in fundamentaler Distanz zu verharren.

Hervieu-Léger: Das Problem der Kirche besteht heute darin, daß sie sich in dieser Hinsicht in einem Widerspruch befindet: Der Moderne ist es zwar nicht zum Triumphieren zuzumute, aber sie hat triumphiert, vor allem darin, daß sich die Auffassung durchgesetzt hat, der einzelne sei der Herr seiner eigenen Existenz, der Werte, die er selbst hervorbringt, seines eigenen Körpers u. a. m. Zugleich hat der kirchliche Antimodernismus auf wirtschaftlichem Gebiet eine Verjüngung erfahren. Papstäußerungen über die Benachteiligten unter den Menschen, über die Ungleichheiten in der Welt sind außerordentlich wirkungsvoll. Der Papst zeigt vielerorts das Scheitern der Moderne auf.

HK: Aber Kritiker ist offenbar nicht gleich Kritiker. Was muß auf seiten der Kirche erfüllt sein, daß sie als Kritikerin der Moderne Anerkennung findet?

Hervieu-Léger: Es gibt zwei Arten, sich auch als Kirche dem Scheitern der Moderne gegenüber zu verhalten: Eine Position hält die Moderne grundsätzlich für zum Verschwinden verurteilt. Eine andere Haltung nimmt die Bestrebungen der Moderne als solche an, um dann die eigene Fähigkeit zu entwickeln, von innen heraus Schwachstellen und Sackgassen aufzudecken. Die Kirche muß sich zwischen diesen beiden Optionen entscheiden.

HK: Momentan sieht es so aus, als sei die antimoderne Variante deutlich auf dem Vormarsch...

Hervieu-Léger: Die katholische Kirche spielt gegenwärtig deutlich die Karte des Antimodernismus, des Rückzugs. Die Schwierigkeiten mit dieser Position beginnen jedoch bereits dort, wo sie sich an Menschen richtet, die die Partei der Moderne ergreifen. Diese Rhetorik ist ihnen fremd. Die Kirche verstärkt auf diese Weise noch den Verlust eigener Plausibilität. Ihre Aufgabe bestünde darin, eine – um es theologisch zu sagen – prophetische Kritik der Moderne zu betreiben,

diese aber aus einer grundsätzlichen Akzeptanz moderner Werte heraus. Rom hat bislang zwischen diesen beiden Wegen nicht wirklich gewählt. Ein Teil der Kirche vertritt diesen zweiten Typ, ein anderer hat aber bis heute nicht verstanden, daß eine wirkungsvolle, prophetische Kritik an der Moderne nur von innen heraus betrieben werden kann, aber nicht von außen.

HK: Zu den besonderen Schwierigkeiten der Kirche in moderner Kultur gehört das problematische Verhältnis der Menschen zur kirchlichen Institution. Sind hier überhaupt Lösungswege denkbar?

Hervieu-Léger: Die Organisation religiöser Macht im Kontext der Moderne ist eine eminent wichtige Frage geworden. Die Moderne stellt die Voraussetzungen institutioneller Absicherung des Glaubens in Frage. In Jahrhunderten akzeptierten die Glaubenden in bezug auf Glaubensinhalt und -praxis das, was die Institution ihnen vorschrieb. Man bewegte sich innerhalb eines Systems, in dem der Glaube durch die Institution über eine mehr oder wenige große Konformität der Norm gegenüber gefestigt wurde. Dieses System funktioniert heute so nicht mehr.

HK: Warum ist dem so? Es wäre doch immerhin denkbar, daß es in der Kirche anders zugeht.

Hervieu-Léger: Die Kirche selbst ist tief eingetaucht in die modernen Lebensverhältnisse. Selbst die treuesten Kirchenmitglieder wollen als autonome Glaubenssubjekte geachtet werden. Diese institutionelle Absicherung des Glaubens verstärkte sich und wurde verstärkt durch die Zentralisation hierarchischer Macht in der Kirche, jene Pyramide, deren Spitze die Normen vorgab und die man sogar für unfehlbar erklärte. Hinzu kam eine Armee von Priestern, die die Kontrolle der Basis sicherstellten. Das funktioniert jedoch deshalb nicht mehr, weil die Gläubigen einen Typ institutioneller Absicherung des Glaubens nicht mehr ertragen. Aber auch, weil die Kirche nicht über die nötigen Mittel und Wege verfügt, die eigenen Ambitionen durchzusetzen; vor allem hat sie keine Priester. In Frankreich herrscht in dieser Hinsicht ein besonders extremer Zustand. Nach dem Krieg gab es etwa 20 000 bis 25 000 Priester im aktiven Dienst, heute sind es nur noch 7000 bis 8000. In den ersten zehn Jahren des nächsten Jahrtausends gibt es keinen Klerus mehr in Frankreich, es gibt allenfalls noch einzelne Priester.

HK: Andererseits bestehen durchaus hohe Erwartungen an gelingendes institutionalisiertes Christentum...

Hervieu-Léger: Gerade weil sich die institutionelle Abstützung des Glaubens in einer Krise befindet, interessiert man sich für eine starke und strukturierte Institution. Der Protestantismus beispielsweise kennt – wenn auch unter anderen Formen – im Kern eine ähnliche Krise. Er sieht seine Zerbrechlichkeit; er sieht, daß das Modell der „protestantischen Vereinzelung“ – wenn Meinungsverschiedenheiten bestehen, gründet man eine neue Kirche – nicht weiterhilft. Diese Zersplitterung macht die Institution insgesamt brüchig. Der

katholischen Kirche hält man zugute, daß sie wenigstens ein Gerüst besitzt. Andererseits gibt es eine Art Zerfall der Institution, die daher rührt, daß heute keine Instanz eine Gemeinschaft auf institutionelle Weise führen kann.

HK: Auf welche Weise müßte sich die Kirche institutionell weiterentwickeln, um den aktuellen Herausforderungen gewachsen zu sein?

Hervieu-Léger: Die katholische Kirche hat Ressourcen ekklesiologischer Art, die es ihr ermöglichen, der bestehenden Situation offensiv entgegenzugehen, aber sie nutzt diese Möglichkeiten nicht oder nur unzureichend. Nehmen Sie die Instruktion über die Mitarbeit der Laien: Nach dieser Instruktion gibt es auf der einen Seite eine ganz und gar klerikale und zentralisierte Konzeption von Autorität, auf der anderen Seite eine laikale Verfügungsmasse, die von der Institution je nach wechselnden Bedürfnissen in die Pflicht genommen werden kann. Bisher ruht die Macht auf zwei Beinen: Da ist zum einen die individuelle Fähigkeit des einzelnen zu sagen: Ich glaube, was ich will, mit der Institution habe ich nichts zu tun. Auf der anderen Seite die Institution, die sagt: Vorsicht, es gibt eine zentrale Autorität, die weiß, was man zu glauben hat. Im Rahmen dieses Modells kann kirchliches Leben nur darin bestehen, daß diese beiden Instanzen sich gegenseitig ausschließen.

„Individualisierung bedeutet nicht das Ende des Bedürfnisses nach Gemeinschaft“

HK: Wie sähe dagegen eine zukunftssträchtigere Autoritätsausübung und Machtverteilung aus?

Hervieu-Léger: Die Macht in der Kirche müßte auf drei, nicht auf zwei Polen aufrufen: Zum einen die persönliche Macht; zum anderen die synodale Macht derjenigen, die heute als Subjekte ihre Autonomie einklagen; und schließlich die kollegiale Instanz, die dazu da ist, als Garant der Gemeinschaft zu agieren. Nur in kollegialer Form kann dies künftig funktionieren.

HK: Unter Kollegialität verstehen Sie nicht nur die Beziehungen unter den verschiedenen Amtsträgern bzw. Mitgliedern des Klerus, sondern ein Beziehungsgeflecht unter den Getauften insgesamt?

Hervieu-Léger: In einem Land wie Frankreich gibt es keinen Klerus mehr. Die Vorstellung, daß eine klerikale Armee an der Basis die Macht ausübt, die ihr von einer zentralen Instanz überantwortet wurde, kann nicht länger funktionieren. Was weiter funktionieren kann, das sind kollegiale Versammlungen, die die Aufgabe haben, kollektive Orientierungen herzustellen, nach denen sich die einzelnen Subjekte ausrichten können. Vermutlich ist in der Betonung dieser Kollegialität ein Ausweg aus der Krise möglich. Aber das ist nicht der Weg, den man gegenwärtig einschlägt. Seit dem Konzil büßte kollegial ausgeübte Macht zunehmend an Bedeutung ein.

HK: Besteht nicht aber darüber hinaus eine grundlegende Schwierigkeit für die Kirche darin, daß der Gemeinschaftsbezug des Glaubenslebens schwächer geworden ist? Der Glaube wird stärker als Privatsache betrachtet, in die man sich von nichts und niemandem hineinreden läßt. Wie läßt sich dieser von der Sache des Glaubens her unverzichtbarer Gemeinschaftsbezug auf nicht-repressive, nicht-autoritäre Weise einbringen?

Hervieu-Léger: Aus soziologischer Sicht sind alle Elemente vorhanden, die den Leuten bewußt machen, daß es eine gemeinschaftliche Instanz braucht. Im Gegensatz zu dem, was zuweilen gesagt wird und was man auch spontan annehmen könnte, hat Individualisierung auch im Bereich des Glaubens gewissermaßen als paradoxen Effekt das Bedürfnis nach Gemeinschaft verstärkt. Die Vorstellung ist verbreitet, daß Individualisierung das Ende von Gemeinschaftlichkeit bedeute. Individualisierung bedeutet das Ende einer normativen Kraft des Institutionellen, aber keineswegs das Ende des Bedürfnisses nach Gemeinschaft. Im Gegenteil. Je mehr die Glaubenssysteme individualisiert sind, desto mehr stellt sich den Menschen das Problem der Bestätigung ihres eigenen Glaubensuniversums.

HK: Wie läßt sich diese schaffen?

Hervieu-Léger: Weniger denn je über die bloße Konformität mit Wahrheiten, die zu glauben von der Institution vorgeschrieben werden. Sie funktioniert hingegen sehr wohl innerhalb von gegenseitigem Austausch von Sinn, bei dem die Individuen zur Einsicht kommen: Was für dich Sinn hat, hat auch für mich Sinn. Wenn man nie anderen begegnet, die einem das versichern: Das kann nicht lange Bestand haben.

HK: Seit Jahren weisen Sie auf die zunehmende Bedeutung emotional begründeter Gemeinschaftlichkeit innerhalb der religiös-kirchlichen Landschaft hin. Betrachtet man konkrete geistliche Gruppierungen und Bewegungen, die in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung gewonnen haben, so scheint dieser betont gemeinschaftliche Teil des Christentums jedoch eher eine begrenzte Angelegenheit, eine Sache von Minderheiten zu bleiben. Ist dieser Eindruck richtig?

Hervieu-Léger: Das glaube ich nicht. Das Bedürfnis nach emotional getragener Gemeinschaftlichkeit entwickelt sich auf vielfältige Weise. Was ich in früheren Arbeiten „emotionale Gemeinschaften“ genannt habe, sind Orte, an denen sich die gegenseitige Bestätigung der Sinnhaftigkeit des Glaubens über affektive Beziehungen vollzieht, die zwischen den Individuen bestehen. Die Kirche erlebt gegenwärtig eine Vervielfältigung freiwilliger Wahl-Gemeinschaften, in denen die Individuen untereinander Beziehungen gestalten und gemeinsame Bedeutungen teilen.

HK: Mit anderen Worten: die Themen, denen man sich verschreibt, können sehr unterschiedlich, die Art und Weise der persönlich erlebten Zugehörigkeit dagegen sehr verwandt sein.

Hervieu-Léger: Ja. In den 80er Jahren war ich erstaunt über

das Anwachsen solcher Gemeinschaftstypen, die sich ganz erheblich von jenen Sozialformen unterscheiden, die die kirchliche Institution organisierte. Sozialformen, die auf einer bestimmten Zugehörigkeit basieren, entwickeln sich aber nicht nur auf der Basis emotionaler Vergemeinschaftung: Es kann sich um ideologische, politische Gruppen handeln, um Gruppen, die gemeinsam für eine bestimmte Ethik eintreten oder nach utopischen Lösungswegen in verschiedenen Sachfragen suchen. Das können auch Gebiete sein, bei denen ein Zustand der Vergangenheit wiederhergestellt werden soll, wie z. B. die Rückbesinnung auf eine bestimmte historisch vergangene Form der „Christenheit“.

„Im Grunde gibt es keinen Bischof mehr – es gibt nur den Papst“

HK: Inwieweit wandelt sich eine Sozialform wie die klassische Pfarrei vor dem Hintergrund dieser Entwicklung?

Hervieu-Léger: In den Pfarreien gibt es oft nur mehr wenige Mitglieder, die regelmäßig an Gottesdiensten und anderen Aktivitäten teilnehmen. Das pfarrliche Leben basiert mehr und mehr auf der freiwilligen Mitarbeit von Laien. In dieser Situation zeigen die Pfarreien selbst die Tendenz, zu Gemeinschaften mit gegenseitigen persönlichen Affinitäten zu werden. Kurioserweise sind sie gegenwärtig dabei, kaum hörbar, aber nachhaltig die traditionellen Modelle pfarrlicher Gemeinschaftsformen zu revolutionieren. Wir stehen vor einer Vervielfältigung des Phänomens von unterschiedlichster Gemeinschaften auch in den Pfarreien.

HK: Gibt es einen Typ kirchlicher Autorität, der sich auf diese Veränderungen in den kirchlichen Sozialformen hinreichend einstellen könnte?

Hervieu-Léger: Es braucht eine Instanz, die sagen kann: Es gibt eine Pluralität möglicher legitimer Ansätze. Bei einer punktuellen Aktivität wie den Weltjugendtagen in Paris im vergangenen Jahr war es der Papst, der die Rolle des Einers jenseits der großen Pluralität spielte.

HK: Damit aber die vielgestaltige ortskirchliche Realität samt der Bischöfe eher in den Hintergrund treten ließ...

Hervieu-Léger: Der Papst allein genügt eben nicht. Unermüdlich reist er über den Planeten, während die eigentliche Herausforderung die Stärkung der Ortskirchen zusammen mit ihren Bischöfen wäre. Die Macht des einzelnen Bischofs und die Kollegialität unter den Bischöfen wird gegenwärtig nicht genügend anerkannt. Aus dem Papst hat man den universellen Bischof gemacht. Das ist auch ekklesiologisch falsch, der Papst ist zuallererst Bischof von Rom. Er ist der erste unter den Bischöfen. In ihren lokalen Kirchen sind die Bischöfe Garanten der Einheit. In der katholischen Kirche gibt es im Grunde keinen Bischof mehr – es gibt nur den Papst.

HK: Auch in dieser Hinsicht bildeten die Pariser Weltju-

gendtage in ihrer Zentrierung auf den Papst die Verhältnisse in der katholischen Kirche erstaunlich deutlich ab.

Hervieu-Léger: Es zeigte sich eine trotz der Gewänder mit den bunten Streifen anonymisierte, depersonalisierte Armee von Bischöfen. Ihre Präsenz war im letzten fiktiv. Nur der Papst zählte. Die Weltjugendtage boten eine klare Inszenierung der Schwierigkeiten der Kirche, Kollegialität als Instanz anzuerkennen. Der Kollegialität wurde keine zentrale Rolle eingeräumt. Wenn Bischöfe sich äußerten, dann als Bevollmächtigte des Papstes. Im übrigen aber hat man gesehen, wie man kirchlicherseits versucht, eine Einheit herzustellen und darzustellen, die immer schwieriger zu sichern ist angesichts der Logik der Vervielfältigung des gemeinschaftlichen Faktors.

HK: Bei einem Blick auf die Entwicklung kirchlicher Sozialformen gerade in Frankreich darf die Katholische Aktion nicht fehlen, die seit langem in einer tiefen Krise steckt. Z. T. werden Bemühungen um eine Wiederbelebung dieser Form kirchlich-gesellschaftlichen Engagements unternommen. Sehen Sie hier Aussichten für eine erfolgreiche Weiterentwicklung?

Hervieu-Léger: Eine Weiterentwicklung der Gruppen der Katholischen Aktion kann ich nicht erkennen – verstanden in dem Sinne einer missionarischen Aktion von Laien in dem Milieu mit einer äußerst geringen Autonomie gegenüber der kirchlichen Autorität. Das Modell der Katholischen Aktion entstammt einer Epoche, in der deutlich wurde, daß das Modell der Pfarrei, das Modell einer globalen Präsenz der Kirche gestorben war.

HK: Welchen Anteil am Schicksal dieser Gruppen hat im Fall der Katholischen Aktion die vergleichsweise enge Anbindung an die Hierarchie?

Hervieu-Léger: Der Konflikt mit dem Episkopat war vorprogrammiert, weil die Bischöfe das Recht für sich beanspruchten zu sagen, wo es lang ging. Im ursprünglichen Modell war es für die nationalen Kirche einfach, die Engagierten zu beauftragen und zu kontrollieren. Wenn es darum geht, christliche Werte in den gesellschaftlichen Milieus präsent zu halten, ist dies sehr viel schwieriger. Als Kraft, die Bewegungen innerhalb der Kirche trägt, ist die katholische Aktion gestorben. Und ich glaube kaum, daß sie wiederkommt.

HK: Dennoch gibt es weiter Gruppen und Personen, die sich in dieser Tradition sehen.

Hervieu-Léger: Es gibt zwar weiterhin „militants“, aber ihre Funktion ist eine andere, als sie in der Vergangenheit war. Dafür tritt heute eine extreme Pluralisierung der Präsenz zutage. Mit einem schrecklichen Risiko übrigens. Diese auf persönlicher Zugehörigkeit beruhende Gemeinschaftsform führt Menschen zusammen, die einander ähnlich sind. Mit anderen Worten: die Idee der Universalität, die aus der Begegnung mit dem anderen erwächst, verliert man aus dem Blick. Diese Gemeinschaften können sehr lebendig sein – im

Mittelpunkt steht aber die eigene Problematik, nicht die des anderen. Man trifft sich, weil man sich gleich. Die Kirche hält eine universale Konzeption aufrecht trotz religiöser Gemeinschaften, die immer mehr die Ähnlichkeit ihrer Mitglieder zur Grundlage haben.

HK: Wie verändert sich unter diesen Bedingungen das Selbstverständnis von Kirchen als Konfessionen, die sich – trotz aller legitimer und notwendiger Öffnung zu den anderen – Identitäten ausbilden und sich unterscheiden? Kann Religion unter den Bedingungen einer modernen Kultur nur überleben, wenn sie sich inter-konfessionell, inter-religiös gibt?

Hervieu-Léger: Das konfessionelle Element verschwindet nicht, es verschiebt sich. In Frankreich erleben wir gegenwärtig die Betonung einer Ethik der großen Religionen. Das Interreligiöse ist nicht das Gegenteil des Konfessionellen. Das Interreligiöse trägt zur Rekonstruktion der konfessionellen Verbindung bei. Sinnvoll ist das Einbringen der unterschiedlichen Traditionen. Es gibt eine ethische Konvergenz, die Vertreter unterschiedlichster religiöser und konfes-

sioneller Gruppen gemeinsam auftreten läßt. So kommen der Rektor der Großen Moschee von Paris, der Präsident des israelitischen Konsistoriums, der Präsident des Bundes der Evangelischen Kirchen, der orthodoxe Metropolit und der Vorsitzende der Bischofskonferenz immer häufiger zu einer gemeinsamen Sprache. Indem sie dies tun, treten sie für die Spezifität ihrer unterschiedlichen Traditionen ein.

HK: Wobei sich aber an die religiöse bzw. konfessionelle Identität mancherlei außerreligiöse Bedürfnisse heften können, wenn man etwa an rechtsextreme Bestrebungen denkt.

Hervieu-Léger: Man kann heute geradezu eine Wiederentdeckung der konfessionellen Identität unabhängig von ihrem spirituell-religiösen Inhalt feststellen. Etwa wenn man den Katholizismus instrumentalisiert und gesagt wird: Wir sind Franzosen und Katholiken, mit anderen Worten: keine Muslime. Die Bischöfe stehen in dieser Situation vor der Aufgabe, einerseits die legitime Pluralität des Interreligiösen deutlich zu machen, andererseits aber die Instrumentalisierungen konfessioneller Identitäten zurückzuweisen.

Union in solidarischem Geist

Die Einführung des Euro im Licht der katholischen Soziallehre

*Am 2. Mai entscheidet in London der Rat der Europäischen Union über die Teilnehmerländer der Europäischen Währungsunion. Deren sozialen Folgen widmete sich Ende Februar in Brüssel ein Kongreß der Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Union (ComeECE). Die Währungsunion „im Kontext globaler Märkte“ beleuchtete dabei vom Standpunkt der katholischen Soziallehre aus der Sekretär des Päpstlichen Rates *Justitia et Pax*, Diarmuid Martin. Wir veröffentlichen seinen Beitrag in einer von der Redaktion erstellten Übersetzung.*

Zweifellos ist es nicht Aufgabe der Sozialverkündigung der katholischen Kirche, sich direkt in die Analyse eines so komplexen Unternehmens wie einer Währungsunion einzumischen, einer Herausforderung, die nicht nur im Sinne ihrer technischen Durchführung komplex ist, sondern bei der auch Vielfalt in der Betrachtungsweise und unterschiedliche Interpretationen vollkommen legitim sind. Zugleich spüre ich eben auch ein gewisses Unbehagen angesichts der Art und Weise, wie gelegentlich in der kirchlichen Sozialverkündigung einerseits betont wird, die Kirche habe keinen Auftrag, konkrete Lösungen anzubieten, man dann sich jedoch anschickt, die Lösungsversuche anderer zu kritisieren. Für mich zumindest riecht eine solche Position gelegentlich nach dem Wunsch, das Beste beider Welten haben zu wollen. Es ist sicherlich nicht immer einfach, beides zu verbinden, die Lehre des Zweiten Vatikanums von der „legitimen Au-

tonomie der irdischen Wirklichkeiten“ (*Gaudium et spes* Nr. 36) mit der notwendigen Erinnerung daran, daß kein Aspekt im modernen Leben davon ausgenommen ist, hinsichtlich seiner Handlungskriterien einer grundlegenden ethischen Prüfung unterzogen zu werden.

Die Sozialverkündigung kann sich nicht auf allgemeine Prinzipien beschränken

Die Kirche darf den Gläubigen keine Sichtweisen aufbürden, die im letzten nicht den Forderungen des Evangeliums entsprechen. Sie kann sie ebensowenig dort auf eine einzige Position verpflichten, wo die Vielfalt der Standpunkte unter den Gläubigen schlechterdings legitim ist. Auf der anderen